

Arbitrium

1/2000



*Zeitschrift für Rezensionen
zur germanistischen
Literaturwissenschaft*

Herausgegeben von
Wolfgang Frühwald und Wolfgang Harms

Niemeyer

Matias Martinez, *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. (Palaestra 298)
Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1996. 227 S., DM 48,-.

1932 erscheint Clemens Lugowskis Arbeit über die Romane Jörg Wickrams,¹ in der er die Spezifika des vormodernen Romans herausarbeitet: er ist nach Lugowski durch eine sogenannte ‚Motivation von hinten‘ charakterisiert, die über die sich in Kausalketten vollziehende ‚Motivation von vorne‘ dominiert. Was sich im Vordergrund der Handlung innerhalb der Zeit ereignet und auf ein vorherbestimmtes Resultat zuläuft, wird weniger aus den Ereignisketten selbst als aus der im Hintergrund wirkenden göttlichen Vorsehung entwickelt: „Das reine Sein durchdringt aber und beherrscht auch die Sphäre der Vorläufigkeit durch das Medium der ‚Motivation von hinten‘. Es scheint hindurch, so sagten wir, und kann nur in dieser ständigen Anwesenheit die Zeit wahrhaft aufheben.“²

¹ Clemens Lugowski, *Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung*. Frankfurt/M. 1976 (zuerst 1932).

² Zitiert nach Martinez, S. 19.

Matias Martinez benutzt und erweitert Lugowskis Terminologie, um einen Typ zweideutigen Erzählens genauer zu umreißen, den er literarhistorisch zwischen Aufklärung und nouveau roman situiert. Anders als in den frühneuzeitlichen Romanen bleibe die kausale und finale Motivation des Geschehens bei dem in Frage stehenden Erzähltypus in der Schwebe; das Geschehen werde doppelt begründet, einerseits kausal innerhalb der empirischen Welt, andererseits final, d.h. als übernatürliche Fügung, die das Geschehen von vorneherein determiniere; diese beiden Begründungsarten schlossen einander jedoch aus, so daß ein paradoxierender Effekt eintrete: Der Leser stehe vor der Wahl, die Ereigniskette als Resultat empirisch begründbarer Kausalketten zu verstehen oder aber auf die Einwirkung mythischer Mächte zurückzuführen, ohne daß der Text eine Anweisung in der einen oder anderen Richtung gebe.

Es liegt nahe zu fragen, inwiefern sich der Ansatz von Martinez von der Theorie phantastischer Literatur unterscheidet, die ja (etwa nach Tzvetan Todorov³) mit dem Moment der Unschlüssigkeit des Lesers, ob er die Ereignisfolge der innerliterarischen Realität oder aber den Vorstellungen eines Protagonisten zurechnen soll, eine ganz ähnlich strukturierte ‚doppelte Welt‘ wie auch Martinez behauptet. Den knappen Erläuterungen zufolge ist der Begriff der ‚doppelten Welten‘ insofern enger als der der phantastischen Literatur, als er „mit der paradoxen Koexistenz von kausaler und finaler Motivation nur einen speziellen Fall übernatürlichen Geschehens darstellt“; er ist aber andererseits auch weiter, insofern „die finale Motivation der doppelten Welt nicht notwendig als übernatürlich markiert sein muß“ (S. 36).

Einer der Gründe dafür, daß die Theorien phantastischer Literatur bislang in den literaturwissenschaftlichen Diskurs kaum Eingang gefunden haben, liegt in der schmalen, überwiegend der Unterhaltungs- und Trivilliteratur zuzurechnenden Textbasis. Die Begrifflichkeit dieser Theorien wird hochartifizialen Texten kaum gerecht, und umgekehrt wurde kaum der Versuch unternommen, sie auf eine breitere Textbasis anzuwenden, die auch kanonische Werke umfaßte. Die Auswahl der Texte, an denen Martinez den Begriff der ‚doppelten Welt‘ interpretatorisch zu verifizieren sucht, weist nun in diese Richtung: Goethes *Wahlverwandtschaften* (1809), Hoffmanns *Der Zusammenhang der Dinge* (1821), Friedrich Theodor Vischers *Auch Einer* (1878), Thomas Manns *Der Tod in Venedig* (1912) und *Der Marques de Bolibar* (1920) von Leo Perutz scheinen weder vom literarischen Niveau her noch thematisch oder strukturell auf einer Linie zu liegen. Am Beispiel der *Wahlverwandtschaften* soll gefragt werden, ob es gelungen ist, auf einer erweiterten Textbasis dem Fahrwasser der Phantastik zu entkommen.

Goethes *Wahlverwandtschaften* gehören zu den komplexesten Texten der deutschen Literatur und sind auch von verschiedener Seite in Anspruch genommen worden, um Fragen der Interpretationstheorie anzugehen. Martinez geht es nun um den Nachweis, daß ihre Struktur durchgängig von dem Gegensatz zwischen ‚realistischer Vorderwelt‘ und ‚dämonischer Hinterwelt‘ geprägt ist, deren jeweilige implizite ‚Ontologie‘ im Widerspruch zueinander stehe. Die eine sei durch die zeitgenössische mechanistische Naturwissenschaft, die andere durch die romantische Naturphilosophie, die eine kausal, die andere teleologisch bestimmt. Das Beispiel der mesmeristischen Phänomene zeige, daß beide Positionen im Roman nebeneinander bestünden. „Der Roman dokumentiert diesen epistemisch offenen Zustand, ohne Partei zu ergreifen. Seine erzählte Welt ist doppelt, weil das Geschehen zugleich kausal-empirisch, aber auch metaphysisch-final erklärbar bleibt“ (S. 73). In ähnlicher Weise könne Nannys wunderbare Heilung „als Wirkung eines übernatürlichen Eingriffs in das natürliche Weltgeschehen oder als ein zwar unwahrscheinliches, doch immerhin mögliches Geschehen, das abergläubig mißverstanden wird“ (S. 53) erklärt werden. „Auf diesen Wegen wird hinter der realistischen Wirklichkeit die Präsenz einer zweiten, mythischen suggeriert und die erzählte Welt des Romans paradox verdoppelt“ (S. 81).

Wie sehen die theoretischen Voraussetzungen dieser Deutung aus, und welche Leistungen erbringt sie für die Interpretation? - Sie beruht zunächst auf einer Überspitzung des Gegensatzes zwischen mechanistischer Naturwissenschaft und romantischer Naturphilosophie, der dann auf den Text zurückprojiziert wird. Werden die Motivationen auf der einen Seite auf bloß kausale Begründungsverhältnisse reduziert, so ergeben sich auf der anderen Seite strikt finale Motivationen. Angemessener wäre es wohl, die zeitgenössische Wirklichkeit, auf die der Roman natürlich in der einen oder anderen Weise zurückgreift, als komplexe Lebenswelt zu rekonstruieren; noch

³ Tzvetan Todorov, *Einführung in die fantastische Literatur*. München 1972.

viel weniger läßt sich das Dämonische bei Goethe auf den bloßen Gegensatz zwischen naturwissenschaftlicher Wirklichkeitsauffassung und ‚übernatürlichen Eingriffen‘ reduzieren. Daß die *Wahlverwandtschaften* mit einer Fülle mythologischer, alchemistischer und anderer in den naturwissenschaftlichen Begriff von Realität nicht integrierbarer Anspielungen aufwarten, ist gerade seit den 80er Jahren von der Forschung thematisiert worden;⁴ literarische Texte verweigern aber schon *als Literatur* jede Antwort auf die (erst gemeinte) Frage, was es nun „ontologisch bedeutet, daß es diese Bezüge gibt“ (S. 40). Wie andere Spielarten der Phantastik-Theorie auch sitzt Martinez dem weitverbreiteten Mißverständnis auf, man könne die ‚implizite Ontologie‘ eines Textes, d. h. den Status von Ereignissen, Handlungen oder auch metaphorischen Bezügen innerhalb einer textinternen Wirklichkeitshierarchie wie in der außerliterarischen Wirklichkeit rekonstruieren. In der Tat aber liegt eine solche ‚implizite Ontologie‘ nicht einfach fix und fertig vor, wie Martinez richtig bemerkt, sondern wird bestenfalls „vom Leser erschlossen“ (S. 164) oder, genauer gesagt, konstruiert. Daraus wäre aber umgekehrt der Schluß zu ziehen, daß sich die Bedeutungsvielfalt literarischer Texte nicht vermittels einer untergeschobenen ‚Ontologie‘ fixieren läßt. Auf die *Wahlverwandtschaften* bezogen, hat Waltraud Wiethölter gegenüber dem ähnlich gelagerten Ansatz von Gustav Seibt und Oliver Scholz unvermindert gültig darauf hingewiesen, daß die Literatur gegenüber einer Vielfalt von Interpretationen offenbleibt, weil der Interpret keinen Zugang zur empirischen Wirklichkeit ‚hinter‘ dem Text hat:

„Als Teil eines differentiellen Systems zersprengt das Zeichen in jedem Falle die Bedeutung und verleiht der Exegese mangels eines transkommunikativen Wahrheitskriteriums einen hypothetischen, oder wie Kant mit Bezug auf die ästhetischen Urteile sagt: den Charakter eines ‚Ansinens‘. Daraus folgt, daß die Deutung jederzeit dem Wettbewerb der Deutungen überantwortet und das Postulat der optimalen Textanalyse, das die eindeutige Entscheidung zwischen den konkurrierenden Interpretationen vorsieht, ein echtes ‚als ob‘, nämlich prinzipiell nicht einlösbar ist; wie immer man methodisch verfährt, das Ende der Verstehensprozedur bleibt offen.“

Gegen die übrigen vier Interpretationen wären analoge Einwände zu erheben. Fragwürdig ist auch die abschließende literarhistorische Einordnung des ‚paradoxen Erzählens‘ und die sehr enge Bestimmung seiner sozialen Funktion im Sinne von Marquards Kompensationstheorie als Antwort „auf einen Bedarf an Kontingenzbewältigung“ (S. 210) nach der Säkularisierung der Lebenswelten im späten 18. Jahrhundert.

Insgesamt kann der Versuch, aufgrund einer erweiterten Textbasis zu einer auch theoretisch überzeugenderen Fassung der Phantastik-Theorie zu gelangen, kaum überzeugen; gleichwohl ist der ernsthafte Versuch zu würdigen, den allenthalben auffallenden Ambivalenzen literarischer Texte einen Unterbau zu verschaffen und dadurch der Interpretation zu öffnen. Zudem bieten die einzelnen Textanalysen manche Anregung.

Iwate University
Faculty of Humanities and Social Sciences

Michael Mandelartz

Ueda 3-18-34
020 Morioka
Japan

⁴ Vgl. z.B. Waltraud Wiethölter, „Legenden. Zur Mythologie von Goethes *Wahlverwandtschaften*“. In: DVjs 56 (1982), S. 1-64 und Bernhard Buschendorf, *Goethes mythische Denkform. Zur Ikonographie der „Wahlverwandtschaften“*. Frankfurt/M. 1986.

⁵ Waltraud Wiethölter, „Zum Beitrag von Gustav Seibt und Oliver R. Scholz: Analyse und/oder Lektüre“. In: DVjs 59 (1985), S. 634.